

**Dhanvantaris Heilkräfte**

Abschalten mit Ayurveda: Im Hotel Parkschlösschen gibt es zur Happy Hour Saft und Kräutertee. [Seite 2](#)

**Athenes Geschenk**

Knochenarbeit als Krisenbewältigung: Bei der Olivenernte auf der griechischen Insel Euböa. [Seite 3](#)

**Djangos Kulisse**

Echte Banditen statt gespielter Schurken: die Bardenas Reales im spanischen Navarra. [Seite 5](#)

**Gandhis Traum**

Brücken und Grenzen: Wolf Böwig erlebt die Zerrissenheit des indischen Subkontinents. [Seite 6](#)



Wachdienst im Nirgendwo: Ahmad Shah Massoud überprüft den letzten Posten der Northern Alliance südlich von Kabul; aufgenommen im Februar 1996.

Foto Wolf Böwig

1 Es regnete den ganzen Tag. Nichts war zu hören außer einer Frau, die weinte, betete oder „nein, nicht!“ flehte im Haus neben unserem heruntergekommenen Hotel, dem Dokone, das einst Florida geheißen hatte, bevor der Krieg die alten Viertel von Mamba Point in Monrovia verwüstete.

Aus einem meiner Tagebücher: „12. November 2003. Kein Licht. Wolf liegt auf dem Bett. Er denkt nach. Die Frau weint nicht mehr, seit ich ‚Hör auf!‘ in die Dunkelheit und den Regen gerufen habe – an den Mann gerichtet, der seine Frau mit einem Gürtel oder einer Peitsche schlug. Wolf setzt sich auf. Er beginnt, sich zu erinnern: ‚Die Nordallianz startete eine Offensive gegen ein unter der Kontrolle von Taliban stehendes Gebiet, die aber nicht mit deren Regime verbunden waren. Es kam zu einer absonderlichen militärischen Allianz zwischen damaligen Feinden. General Dostums Streitkräfte stürmten die Region, darunter auch das Dorf, aus dem mein Dolmetscher kam. Alles wurde zerstört. Als wir das Dorf erreichten, sah mein Dolmetscher nach seinem Haus. Dostums Leute hatten seine gesamte Familie getötet. Mein Dolmetscher hatte sechs Kinder. Von einem neugeborenen bis hin zu erwachsenen, wie Orgelpfeifen. Als wir ins Dorf kamen, konnte man immer noch erkennen, wo Dostums Leute die Köpfe der Kinder zerschmettert hatten. Ein Fleck ... Es sah so aus, als hätten sie die Opfer an den Fußgelenken gepackt oder so ähnlich, denn an den Beinen der Säuglinge waren immer noch die bläulichen Abdrücke von Händen zu sehen. Die Köpfe ... Einfach so. Junge Schädel sind weich. Ich ging in eines der Häuser, und da lag die Leiche eines Mädchens. Ich konnte nicht genau erkennen, was mit ihr geschehen war, denn ihr Kleid war hochgezogen und bedeckte ihren Kopf. Ich meine die Stelle, wo ihr Kopf sein musste. Mein Dolmetscher schrie auf. Er schrie und schrie und schrie. Ich ging hinaus und hob die Hände: Wie? Wie? ... Es war Winter. Der Winter 2001. Alles war gefroren. Ich versuchte, ein Grab für die Kinder des Dolmetschers auszuheben. Es gelang mir nicht. Alles war gefroren. Drei Tage lang blieb ich mit ihm dort.“

2 Am 23. Juli 1939 schrieb Gandhi einen Brief an einen Mann, der „unter allen Menschen allein in der Lage“ sei, „einen Krieg zu verhindern, der die Menschheit in den Zustand der Barbarei zurückwerfen würde“. Dieser Mann war Adolf Hitler. „Wollen Sie nicht auf einen Menschen hören, der nicht ohne beachtlichen Erfolg die Methode des Krieges immer abgelehnt hat?“ Welche Antwort Gandhi auch erhalten haben mag, wenn denn überhaupt eine, die Geschichte zeigt in eindrucksvoller Weise, was für Gandhi zur Ursache für größten Schmerz und fast schon einen psychischen Zusammenbruch wurde: die Erfahrung seiner eigenen Ohnmacht angesichts der Massenschlächtereien. (Einige Monate später schrieb er einen zweiten Brief an Hitler.) Rabindranath Tagore, mit dem Gandhi eine tiefe wechselseitige Bewunderung und Zuneigung teilte, erkannte in dessen gewaltlosem Widerstand eine „wilde Freude an der Vernichtung“.

Gandhi hatte keine Angst vor dem Tod und bewahrte sich diese geistige Verachtung bis in seine allerletzten Augenblicke, als ein schicksalhaftes gewaltsames Ende seines Lebens immer wahrscheinlicher wurde in den Wochen vor seiner Ermordung durch einen Hindu-Extremisten am 30. Januar 1948. Der Ausbruch religiös und ethnisch begründeter Gewalt im Zu-

# Wahrhaftig sein, Auge in Auge

Wolf Böwig ist Fotograf, Kriegsreporter, Weltreisender. Er hat die grausamsten Orte der Erde gesehen, aber auch ihre schönsten und geheimnisvollsten Winkel. Sein Bildjournalismus ist eine radikale Form der Selbstüberwindung – in seinen Tagebüchern hingegen findet er zu sich.

Von Pedro Rosa Mendes

sammenhang mit der Unabhängigkeit und Teilung Indiens verstärkte noch Gandhis Melancholie in den letzten Monaten seines Lebens. Die Große Seele wanderte durch die Dörfer Bengalens und Bihars, seine blutenden Füße liefen über schmale, mit dem Blut von Hindus und Muslimen getränkte Pfade, und seine demonstrative Gewaltlosigkeit stieß auf wachsende Feindseligkeit. Einmal spuckte ihm ein Muslim ins Gesicht. Gandhi ging weiter. Jeden Morgen brach er erneut auf, wanderte von Dorf zu Dorf, und oft sang er dabei Tagores Lied:  
„Geh allein!  
Wenn sie auf deinen Ruf nicht antworten, geh allein!  
Wenn sie Angst haben und sich stumm zur Wand drehen,  
O du Unglücklicher,  
Öffne deinen Geist, und sprich allein!“

3 Als Wolf und ich gemeinsam unterwegs waren, um das von Charles Taylor in Westafrika verursachte Leid zu dokumentieren, bemühten wir uns, stets Journalisten zu bleiben. Ich glaubte damals wie auch noch viele Jahre lang, mit Objektivität, Neutralität und persönlicher Distanz könne man dem

menschlichen Leid am ehesten gerecht werden und es für andere moralisch greifbar machen.

Ich denke, Wolf wusste sehr genau um die Grenzen der Objektivität und die Radikalität, mit der man sich einsetzen muss, um den eigenen Intentionen gerecht zu werden – der eigenen Arbeit in der Weise treu zu bleiben, dass sie eins wird mit dem eigenen Lebensentwurf und nicht in Widerspruch dazu gerät. Ich dachte an Wolf und seine Arbeit, als ich eine Passage in Pankaj Mishras „An End to Suffering“ las, in der er darlegt, wie Nietzsche und Buddha gleichermaßen versuchten, die natürliche Würde des Menschen ohne Rückgriff auf Metaphysik, Theologie, Vernunft oder politischen Idealismus zu bekräftigen. In seinem „Antichrist“ schreibt Nietzsche über Buddha: „Die geistige Ermüdung, die er vorfindet und die sich in einer allzu großen ‚Objektivität‘ (das heißt Schwächung des Individual-Interesses, Verlust an Schwergewicht, an ‚Egoismus‘) ausdrückt, bekämpft er mit einer strengen Zurückführung auch der geistigsten Interessen auf die Person. In der Lehre Buddhas wird der Egoismus Pflicht: das ‚wie kommst du vom Leiden los‘ reguliert und begrenzt die ganze geistige Diät.“

Obwohl ich nie sonderlich viel mit ihm darüber gesprochen habe, bin ich mir doch sicher: Wolfs Einzigartigkeit beruht auf der Tatsache, dass sein Fotojournalismus eine radikale Form der Selbstüberwindung darstellt. Er widersteht dem Nihilismus, obwohl er ständig in engste Berührung mit den verschiedensten Formen menschlicher Bestialität kommt. Er hat etwas von Nietzsches Übermenschen, von „dieser Macht über sich selbst und das Geschick“, die sich „bei ihm bis in seine unterste Tiefe hinabgesenkt und zum Instinkt geworden“ ist („Zur Genealogie der Moral“, II.2).

4 T. E. Lawrence, den wir beide sehr schätzen, spürte die Gefahr des Irrsinnigen, wenn auch vielleicht in Gestalt von Weisheit und Andersartigkeit, wie er „einem Menschen drohte, der die Dinge durch den Schleier zweier verschiedener Sitten und Gebräuche, zweier Kulturen, zweier Umwelten zu sehen vermöchte“ (aus „Die sieben Säulen der Weisheit“). Grenzen jeglicher Art, von geistigen über politische bis hin zu kulturellen, sind von zentraler Bedeutung für Wolfs Darstellung der uns allen gemeinsamen menschlichen Natur. Es ist dieser ein-

gefleischte Irrsinn, den er brutal offenlegt, mit Schichten historischer, politischer, emotionaler und sprachlicher Komplexität. In Wolfs gesamtem umfangreichem Werk zeigt sich die menschliche Realität in Gestalt einer Offenbarung und nur sehr selten einer Entblößung, wobei jeder fotografische Augenblick eine Fülle von Bezügen einfängt, die ein Gefühl individueller, kollektiver und sozialer Identität definieren – Identität als jene höchste Form des Irrsinnigen hinsichtlich des eigenen Ichs.

Vertreibung, Deportation, Exil, Ausschluss, Aussonderung, Chaos und – leider Gottes! – Völkermord (eine dystopische Form negativer Identitätsbildung) finden sich in Wolfs Darstellung gegenwärtiger und vergangener menschlicher Tragödien in Hülle und Fülle. Auch er ist nicht immun gegen die unvorhersagbaren Wege, auf denen das kollektive Gedächtnis – wie so oft in unserer gemeinsamen journalistischen Arbeit – den Nerv individueller Zugehörigkeitsnarrative zu treffen vermag. Ich erinnere mich immer noch lebhaft an den Augenblick, als Wolf und ich uns im November 2003 auf den Weg von Monrovia den St. John River hin- auf nach Gbarnga machten, als beider-

seits des Flusses noch Kämpfe wüteten. Die UN-Friedenstruppen kontrollierten nur einen fünfzig Kilometer breiten Streifen um die Hauptstadt. Wie der größte Teil der Infrastruktur im Osten und Norden des Landes war auch Gbarnga während des Bürgerkriegs vollständig zerstört worden. Als wir dort eintrafen, sammelten die Leute in den Ruinen Trümmer, die sie je nach Art auf kleine Haufen verteilten: Fensterrahmen hier, wiederverwendbare Ziegel dort, Türen an einer anderen Stelle, Schlösser und sonstigen Metallschrott auf wieder einen anderen Haufen. Ich spürte, dass in Wolf etwas still zusammenbrach, wie Häuser gelegentlich innen zusammenstürzen, auch wenn die Außenmauern stehenbleiben.

Das haben wir nach dem Krieg gemacht. In Deutschland, meinte er.

Es gab auch einen Haufen mit Büchern. Ein Exemplar einer englischen Übersetzung von Dostojewskis „Idiot“ hatte die Bombardierung einer Grundschule überlebt. Ich nahm es an mich, aus Gründen geistiger Gesundheit.

5 Einige Monate zuvor hatten wir die Wahrheits- und Versöhnungskommission Sierra Leones zu Anhörungen in die Provinz begleitet, auch in einige der Distrikte, in denen die Revolutionary United Front (RUF) das Sagen hatte. Von dort aus wollten wir nach Liberia weiterreisen, um unsere Berichterstattung fortzusetzen. Am Abend vor unserer geplanten Abreise saßen wir mit dem Vorsitzenden der Kommission, Bischof Humper, zusammen und hörten ihm zu, während er von seinen Erinnerungen an die vielen intensiven Augenblicke erzählte, die er bei Begegnungen mit Opfern und Tätern erlebt hatte. Der Geistliche sagte uns, ganz besonders betroffen gemacht habe ihn die Geschichte eines Jungen namens Morie aus dem Distrikt Pujehun im entlegenen Südwesten des Landes. Der 1992 oder 1993 geborene Junge war vier oder fünf Jahre alt, als sein Dorf, Bendu Malen, von RUF-Rebellen angegriffen wurde – als Vergeltung für einen früheren Angriff einer Gruppe von Kamajohs, die den Civil Defense Forces angehörten. Die RUF umstellte das Dorf, stürmte es und tötete alle Einwohner (nach offiziellen Schätzungen der Wahrheitskommission bis zu tausendzweihundert Menschen). Nur einen verschonten sie: Morie. Aber man verschonte ihn aus purer Grausamkeit. Die Rebellen ließen ihn nach seinem Vater suchen, setzten ihn, als er ihn gefunden hatte, auf dessen Leichnam und erklärten ihn zum „Fürsten der Toten“.

Ohne große Diskussionen beschlossen wir, den für den nächsten Tag vorgesehenen Flug nach Monrovia fallenzulassen und stattdessen über einen von Humper vermittelten Kontakt zu einem Priester in einer entlegenen Missionsstation nach Morie zu suchen. Ein Hubschrauber der UN-Mission ließ uns einige Tage später buchstäblich auf einer Lichtung des dichten Pujehun-Waldes allein. Wir waren kaum angelangt, da erfuhren wir, dass die Schlussoffensive der Liberians United for Reconciliation and Democracy (LURD) auf Monrovia begonnen hatte. Ich war frustriert, Wolf war wütend. Wir hatten gerade die Chance verpasst, journalistisch gesprochen, zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein.

Jedenfalls schien es so. Dank der Unterstützung durch Pater John Garrick, einen katholischen Priester, der die Schrecken des Bürgerkriegs in Pujehun miterlebt hat-

## Auf der Grand Trunk Road: Zwölf Kapitel eines Tagebuchs als Schlussseite des Reiseblatts

Wolf Böwig ist Fotojournalist, ein Kriegsreporter, der an Orte reist, während andere sie gerade in großer Zahl verlassen. Beschönigend spricht er von Konfliktregionen. Doch das Grauen, dem er begegnet, überbietet alles, was die Vokabel Konflikt in sich versammeln kann. Er war im Balkankrieg, im Afghanistankrieg und in Afrika unmittelbar nach dem Genozid in Ruanda – nicht zufällig allesamt Weltgegenden, deren Grenzen willkürlich gezogen sind und sich kaum je mit kulturell, historisch oder ethnisch geprägten Räumen decken und in denen es nicht zuletzt deshalb an Vertrauen in die Staatsmacht fehlt. Was er unterwegs sah und erlebte, glich nicht selten den Szenen eines Albtraums. Folgerichtig führen viele seiner Fotografien an die Grenzen des Zumutbaren – und etliche auch darüber hinaus.

Ihn treibe, sagt Wolf Böwig, ein selbstgestellter humanistischer Auftrag an. Es ist ihm nicht um das sensationel-

le Einzelbild zu tun, vielmehr kehrt er für Langzeitreportagen an viele der Orte Jahr um Jahr zurück und begleitet manche Menschen bereits einen Gutteil ihres Lebens. Früher arbeitete er für die „Neue Zürcher Zeitung“, für „Le Monde“ und die „New York Times“. Aber im Tagesjournalismus ist für einen solchen Ansatz kein Platz mehr. So konzentriert sich Böwig heute auf Ausstellungen, Broschüren und Buchprojekte: bildgewordene Anklageschriften, mit denen er ein Bewusstsein für den unmenschlichen Alltag in den Krisenherden der Welt schaffen will.

Seine vorerst letzte Reise führte ihn 2017 auf der Grand Trunk Road von der Grenze Burmas über Bangladesch, Indien und Pakistan bis nach Kabul. Fünf Monate war er unterwegs, mit Bussen, auf Fahrrädern oder zu Fuß, nicht als Tourist, sondern als Beobachter, der siebzig Jahre nach der Teilung des Subkontinents Spuren wirtschaftli-



Wolf Böwig

Foto Wolfgang Eilmes

cher, politischer und religiöser Konflikte suchte. Was er dabei hatte, war wenig mehr als die Kleidung an seinem Körper sowie zwei Kameras, drei Objektive, Taschen voller Filme – und kleines Werkzeug für sein Tagebuch: Leim und Schere.

Denn mit dem, was ihm unterwegs von Bedeutung erschien, klebte er Collagen in eine Kladde: Münzen, Fotos und Zeitungsausschnitte, Streichhölzer und Verpackungen, Rasierklingen und Steine. Es ist eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem Erlebten, voller Symbole und Metaphern, ergänzt um die Niederschrift seiner Eindrücke. Böwig bezeichnet die Arbeiten als einen Ausbruch ins Innere. Es ist seine Form, Ruhe zu finden im Strudel der Weltpolitik. Zwölf Doppelseiten dieser Tagebücher wird das Reiseblatt im Laufe dieses Jahres zeigen und damit Böwigs Reise nacherzählen – dreitausend Kilometer von Ost nach West durch den gesamten Subkontinent. (F.L.)

Fortsetzung auf der folgenden Seite